



Die Schmuckstrasse

Verfolgt zu sein war für ihn nichts Neues. Nur diesmal stand seine Freiheit auf dem Spiel. Er hatte kein zuhause mehr und sein Dispo war auch erschöpft. Aus dem Land heraus waren es noch 100 km, und sie konnten ihn überall finden.

Er war müde. Sehr müde. Er war krank.

Sehr krank. Und seine Tabletten hatte er nicht dabei.

Es war Nacht, und er empfindet die Einsamkeit. Gerne hätte er eine Frau im Arm gehalten. Oder auch sie ihn. Nur hübsch sollte sie sein. Und jung. So wie damals. Er schmachtete sehnsüchtig danach, sich zu verlieben. Er kannte das.

Glücklicherweise erreichte er die große Stadt. Er hatte kein Zuhause und kein Geld. Im Auto wollte er nicht schlafen. Sein Blick ist angsterfüllt, selektiert jeden nach Freund und Feind. Keiner darf für ihn einfach nur da sein. Er sah nicht gut aus. Schwarz gekleidet, zerlumpt. Niemand beachtete ihn. Es ging ihm nicht gut. Im Kopf. Wie ein hungriges Tier lief er durch die Straßen. Er schwitzte, sein Atem ging stoßweise, schmerzte. Er humpelt. Und in seinen Augen gibt es doch

eine Ebene, in der er sich nicht von den anderen unterscheidet. Es ist seine Ebene, die einzige, die er noch ertragen kann. Es ist die der Stille, in der jeder ein Einzelner ist, mit seinen ganz eigenen Sorgen, mit denen er sich allein fühlt. Den Sorgen, von denen niemand etwas wissen darf. Er sucht dieses Innerste in den Menschen, diese letzte Barrikade vor dem vollständigen Verlust der Distanz. Vollkommene Nähe. Verschmelzung. Und sind die Sorgen auch verschieden, so ist es doch das schmerzende Vermissen der geraden Verbindung zu jemandem, zu allen. Das ist seine Ebene. Alles andere interessiert ihn nicht.

Er will sich so gerne ausruhen. In süßer intimer Atmosphäre, auch Geborgenheit genannt. Mit so wenig Geld. Ihm war schon klar, daß er dafür bezahlen müsste, und eigentlich auch wieder, daß es das für Geld nicht gibt. Er war zu müde, um das genau zu analysieren. Es musste jetzt sein.

In diesem Milieu. Der ganz falsche Ort. Aber der einzige, an dem er den Verlust der Distanz wenigsten körperlich erlebt, mit wem er auch will. Und ohne die Freiheit einzubüßen. Nur braucht er Geld dazu.

Dem Sehnen nach Menschen steht das Gefühl entgegen, unsympathisch zu sein. Er kann keine freundliche Vergangenheit anbieten. Keine Perspektive. Er kann nicht dahin zurück, wo er herkommt, er hat es immerhin überlebt, und bietet damit mehr Sicherheit, als es diese Umgebung ausstrahlt. Es macht ihm Angst.

Er verdrängt es und genießt das Schillern und den Glimmer der Straße die er zu seinem Zuhause machen will. Seine Ziele sind ihm unwichtig geworden, seine Werte versinken in dem Rausch seiner Sehnsucht.

Er will Menschen treffen, die den Anstand vergessen haben, will sich wohl fühlen bei ihnen, und dort eine Bleibe finden. Er denkt, das sind seine Freunde.

Er traut sich nicht, den Transvestiten in dem schäbigen Imbiss anzusprechen. Er merkt, daß er nicht dazugehört, daß er geträumt hat.

Ihm ist kalt, sein Fuß tut weh. Und er weiß, daß er den Mut hätte, zu einer Nutte zu gehen. Einer Frau. Er ist wieder im Strudel seines eigenen Geschehens. Verwirft Gedanken über die Realität in diesem Geschäft.

Er braucht Geld.

Diese Einsicht lässt noch einmal seine Lebensgeschichte vor seinen Augen abfahren, und er erkauft sich mit seinem letzten Geld eine begrenzte Zeit die Anwesenheit schöner Frauen in seiner Gegenwart. Er geht in eine kleine Bar.

Er beobachtet die Frauen, schaut sie mit stillem Verlangen an, ja saugt die Bilder in sich ein. Er glaubt, sie hätten von ihm Notiz genommen. Ihm wäre es egal, welche. Nur endlich ausruhen, zur Ruhe kommen. Am Quell der Ruhe, so scheint es ihm.



Er weiß mit so bitterer Gewissheit, daß nur eines ihn den Tänzerinnen und allem was weiblichen Geschlechts und seines Wunsches ist näher bringen kann. Geld. Die Währung für die Bereitschaft zum Austausch mit seiner Seele.

Er schenkt sich das stehen gelassene Bier seines gegangenen Tischnachbars ein. Den Lebenssaft, Zeit, Geld. Und er denkt über die Tänzerinnen nach, wie sie sich so zeigen in ihrer Zartheit und in ihrer Anmut. Er kommt ihnen nahe mit seinen Gedanken, glaubt, ihr Wesen zu erspüren, ihre Motive. Es ist nicht eine darunter, der er etwas vorwerfen würde. Und es ist keine, die er zu retten wüsste. Sie sind Rettende. Doch ist es nicht ihr Ziel.

Sie retten sich. Sie retten den Wert ihrer Anmut, indem sie sich zur Beachtung anbieten. Und indem sie etwas dafür bekommen, dass es sie gibt, dass sie zeigen was sie am meisten an sich lieben. Es ist die Liebe an sich selbst, die sie geben. Und -

Sie bekommen Geld. Sie bekommen Liebe.

Er geht auf die Straße. Ein Bettler quatscht ihn an.

Er will nicht ohne Liebe sein. Seine Taschen sind leer.



Er fragt, wo sich Männer anbieten, sich Männern anbieten. In der Schmuckstraße. Doch die Beschreibung lässt ihn ins Leere laufen. Und die Bettlerin, die ihm den Weg beschreibt, ruft hinter ihm her, er solle auf sich aufpassen. Der Weg ist verworren, und auf seine wiederholten Fragen wird mit Abscheu reagiert, er sei eine Schande für sein Geschlecht.

Er denkt an den Akt, der vor ihm liegt, stellt es sich genau vor. Er sehnt sich danach, gewünscht zu sein, erwünscht zu sein. Begehrt zu sein. Und er stellt sich vor, wie ihn große Arme schützend umfassen, ihn festhalten möchten. Wie Hände seine Körper zu entdecken suchen, interessiert sind. Nur Küssen kann er nicht. Er stellt sich ein Frauengesicht vor. Eine Frau mit diesen lockenden Lippen, die er

genießen möchte wie einen vollen Mund. Und er stellt sich vor, jemand würde für ihn fühlen, wie er für diesen Mund. Jemand, der so für ihn fühlt, dürfte ihn auch küssen.



© Marta G. Wiley

Er überlegt sich Preise für seine Dienste. Und er stellt sich Kunden vor. Er könnte es nicht mit jedem.

Die Etablissements bekommen ein schmutzigeres, billigeres Aussehen. Es sind mehr Angebote für Schwule darunter. Er sieht ein zerlumptes Mädchen am Boden kauern. Fragt sich, ob sie zu haben wäre. Er würde sie ansprechen, so oder so. Sie steht auf und geht vor ihm die Straße entlang. Sie sieht krank aus. Genau wie er. Er geht hinter ihr her, verfolgt sie. Sie beginnt zu laufen. Da wird ihm die Situation klar.

Er kann es nicht fassen. Sie hat ihn für einen Gewaltverbrecher gehalten. Ihn, den Liebeskranken. Er möchte hinter ihr herrufen. Sieht sich mit ihren Augen, den Augen eines Menschen, dessen Vorurteile seine Reaktionen, Gefühle bestimmen. Vielleicht Erfahrungen. Erfahrungen, gemacht in einer Welt aus Vorurteilen die ihrerseits aus Erlebnissen entstanden. Und es sind immer dieselben. Enttäushtes Vertrauen, gesühnt durch Gewalt. Versucht, zurückzuholen durch Gewalt.

Ein aus dem Fluss aus Vertrauen an Land geworfener Leib, unfähig sich vom Ufer wegzubegeben, sterbend.

Der Mensch ist kein Tier, kein Fisch. Er ist warm und hat Tricks. Doch zaubern kann er nicht. Er kann zwar mehrmals sterben, doch nur einmal geboren werden.

Er kauert am Boden.

Er wollte Mann sein. Er konnte es sich schon als Kind nicht vorstellen, daß er mal einer würde. Er hätte stark werden sollen, selbstbewusst, ein Ziel fest vor Augen. Gefühle sollten keine Tatsachen sein. Er hatte sich oft gefragt, worauf Motive denn gegründet sind, wenn nicht auf Gefühle. War es Rechtschaffenheit, Macht oder Anstand? Und, woher kommen diese Begriffe, wenn nicht aus Gefühlen? Er konnte den Mann aus all diesen Widersprüchlichkeiten nicht herleiten. Konnte keinen Topf finden, in den alles passt, so daß es schmeckt. Und keinen Deckel.

Er tat, was jeder Mann tut. Ob er es weiß oder nicht. Begriffe spielen keine Rolle. Nichts spielt eine Rolle. Der Geist funktioniert ohne die Bewusstheit des Hintergrundes, ist rund. Die Erhaltung des eigenen Lebens, die Weitergabe desselben, und das Schaffen und Erhalten eines sicheren, alle Bedürfnisse deckenden Lebensraumes. Und die sich aus der vorgegebenen Aufgabenteilung ergebenden Rollen von Mann und Frau.

Nicht Steinzeit – Wahrheit.

Wenn das alles so einfach ist, und er ein Mensch. Wenn alles in ihm ist, was dazugehört, seine Aufgabe als Mensch zu erfüllen, was ist es dann, was ihn in jeder Beziehung versagen lässt? Was hat er in seinen Berechnungen vergessen?

Er steht da mit seinen Gefühlen, seiner Menschlichkeit, dieser schmierigen, warmen Suppe, und wünscht, daß jemand davon isst.

Die Idee, sich selbst, dieses undefinierbare Konglomerat aus Gefühl, Begierde, Scham und Schüchternheit in seine Berechnungen einzufügen kommt ihm nicht.

Und er biegt ab. In die Schmuckstraße.

Gefunden. Die Kirchenglocke hinter ihm läutet. Einmal. Die Zeit läuft weiter.

Innerlich die Rolle einzunehmen, die ihm geben soll, wonach er verlangt, fällt ihm nicht schwer. Es ist wie ein Spiel. Erotische Spiele lagen ihm immer. Die Verachtung, die ihm entgegenschlägt, von Männern seines Alters, das Grinsen und die schmutzigen Bemerkungen, es stört ihn nicht.

Er hat eine Identität. Er hat sie einfach angenommen. Er fühlt sich ganz. Und wenn es nur die Spannung ist ...egal, er will die Kraft nutzen, die sich ihm bietet.

Er streift umher, den Blick immer ausgerichtet, einen Kunden zu finden. Es ist eine ganz neue Erfahrung, wie es möglich ist, die Erscheinung von Menschen, Männer, auf dieses Kriterium hin zu betrachten. Es ist eine Distanz da, die einem Sicherheit gibt. Überlegenheit.

Ihm wird klar, daß er erlebt, wie Nutzen die Welt wahrnehmen, und sein Erstaunen darüber wächst.

Was für eine verdrehte Welt. Der Zuhälter hält die Nutzen für dumm und nur gut für Sex. Er lebt das Bild des Mannes aus, wie auch er es sieht. Den mächtigen, starken Mann, der eine Herde von Frauentierchen sein Eigen nennt. Der über allen anderen Männern steht, denn sie müssen für seine Frauen bezahlen.

Und die Frauen, für die nur ein Mann ein Mann sein kann, der die Ansicht teilt, daß Männer nur Vieh sind, daß es zu schlachten gilt. Die ihr Geld geben müssen. Einem Mann geben müssen, der der Stärkste und Mächtigste unter den Männern ist, dem sie gehören. Dem sie angehören dürfen.

Nein, keine verdrehte Welt. Eine einfache Welt. Eine Welt, gesteuert durch Instinkte. Gesteuert durch Instinkte wie auch die "richtige" Welt. Nur ohne alle Beschränkungen. Wie Wilde.



Und, wie er jetzt aus seinem Empfinden heraus meint, auch noch eine glückliche Welt.

Er hat ein bisschen Angst davor, sich einem fremden Mann hinzugeben, nein, besser auszuliefern. Wenn er in ganz verletzlicher Haltung ist. Er ist nicht so wehrhaft. Es können ihm Schmerzen zugefügt werden, Krankheiten. Es könnten andere Männer dazukommen. Er könnte beraubt werden, sein Geld nicht bekommen.

Gedanken, die bestimmt auch die Frauen haben.

Und seine Sicht verschiebt sich wieder etwas.

Er wünscht sich jemanden, der ihn schützt.

Und weil er den nicht hat, schaut er noch genauer auf die Männer, die seine Kunden sein könnten. Er sucht einen Mann dem er vertrauen kann. Den sucht er schon immer, und ihm ist nicht klar, daß seine Suche hier nur eine Fortsetzung erfährt. Das nichts von dem, was er als neu empfindet neu ist. Die Bühne ist ihm unbekannt, die Schauspieler auch, und er glaubt es sind neue Gesetze, auf denen sich sein Leben gründen könnte, soll. Doch immer noch liegt er am Ufer des Flusses,

der Vertrauen heißt. Künstlich ernährt und beatmet durch den Reiz des Neuen.

Er sieht ihn auf der Kreuzung stehen. Ängstlich um sich schauend, lustlos gekleidet. Er wendet nicht den Kopf, um zur Seite zu sehen. Er geht etwas, bleibt stehen. Sein innerer Kampf ist deutlich zu sehen. Der Mann wirkt nicht so, als ob er kein Geld hätte.

Aus seiner Beobachtung erwächst ein Gefühl für diesen Mann. Er kann nicht anders, er sieht in ihm so vieles von sich selbst.

Die Not, einen Menschen zu finden, dem er Liebe schenken kann. Auch die körperliche Liebe, die er nicht romantisch verpacken kann, und an der er doch nichts Schlimmes findet. Für ihn ist sie rein und schön, ein Ausdruck tiefsten Verschmelzens, hinter dem die Welt verschwimmt mit allen Verhöhnungen, Ängsten und der Scham. Ein Ort des Friedens, wie er auf der Welt nicht existiert. Ein Ort, an dem man ganz ist, kein einsamer Ort.

Es scheint ihm unglaublich, wie menschlich er ist. Es ist da nichts was ihn von ihm trennt. Weniger Trennung als in seiner Erinnerung bewusst.

Er war verwirrt und hatte doch nur ein Ziel. Er wollte zu diesem Mann, und er sollte ihn bezahlen.

Er wusste nicht, wie er sich ihm nähern sollte. Wahrscheinlich doch, indem man die Distanz verkürzt, dachte er sich. Ohne zu forsich zu sein, das könnte verunsichern. So begann er ihm zu folgen, mal seitlich oder Stehenbleiben kopierend. Dann irgendwann ging er auf ihn zu. Der nimmt seine Erscheinung wahr, bekommt einen angeekelten Gesichtsausdruck und schreit ihn an: „Geh’ weg !!!“